2/2026 · 5. JAHRGANG

Wissen teilen

Schreiben
in seiner Vielfalt

Neue Website
Responsive und benutzerfreundlich

Weggesperrt!?
Geheimes Wissen und verbotene Bücher

Veranstaltungen in der WLB
Neue Kurse und Vortragsreihen auf einen Blick

WÜRTTEMBERGISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Rund um das Schreiben

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Schreiben beginnt selten mit dem ersten Satz. Es beginnt mit einem Zögern – vor dem leeren Blatt, vor dem Gedanken, der noch keine Form gefunden hat. Wer schreibt, übersetzt etwas Flüchtiges in etwas Bleibendes, ordnet, was im Kopf noch unscharf war, und macht es damit erst wirklich denkbar.

Für eine Wissenschaftliche Bibliothek wie die WLB ist diese Übersetzungsarbeit von besonderer Bedeutung. Sie ist nicht nur Ort der Lektüre, sondern auch Werkstatt des Schreibens: Hier entstehen Texte, die auf den Schultern unzähliger anderer Texte stehen. Jedes Buch im Regal ist selbst das Ergebnis eines solchen Prozesses, jede Fußnote ein leiser Verweis auf die Mühe des Formulierens.

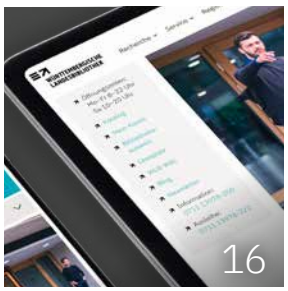
Schreiben in der Wissenschaft heißt zugleich sich einreihen in ein Gespräch, das längst begonnen hat. Man liest, bevor man schreibt, und schreibt, um gelesen zu werden. Die Bibliothek ist der Ort, an dem sich dieser Kreislauf schließt – wo Quellen zu Werkzeugen werden und eigene Gedanken sich an fremden messen lassen müssen.

Anders erscheint es in der Miniatur auf dem Cover dieser Ausgabe. Das „Lorcher Graduale“ aus der WLB zeigt den mittelalterlichen Schreibprozess: das Kopieren, also Abschreiben, und das malerische Illuminieren. Das kreative Schreiben ist bereits vorausgegangen.

Dem Schreiben können auch Widersprüche entgegengebracht werden. Manchen ist es verboten, zu schreiben, manchmal wird Geschriebenes in langen Listen verboten, mitunter sogar dem Feuer übergeben. Dann gibt es verschlüsseltes Schreiben. Oder es wird aus dem, was niedergeschrieben wurde, ein Geheimnis gemacht. Diese besonderen Aspekte sind in unserer Ausstellung „Weggesperrt!? Geheimes Wissen und verbotene Bücher“ ab dem 23. Oktober 2026 zu sehen.

Was auch immer Sie schreiben: Entdecken Sie in diesem Heft interessante und neue Zugänge.

Ihr Carsten Kottmann
Stv. Abteilungsleiter Erwerbung und Katalogisierung



Inhaltsverzeichnis

Rund um das Schreiben
Editorial ____ 02

Feldpostbriefe
Schreiben als Lebenszeichen ____ 04

Und plötzlich ist es da
Schreiben als Offenbarung ____ 07

„Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig […]“
Die Verortung des Schreibens in Hölderlins Briefen ____ 10

Allein mit anderen
Wissenschaftliches Schreiben, wie kommt man dazu? ____ 12

Auch mit Stift und Papier
Die Vorteile meiner (unleserlichen) Handschrift ____ 14

Unsere Website im neuen Design
Neue Standards, erweiterte Funktionen und eine verbesserte Usability ____ 16

Ausstellung: Weggesperrt!?
Geheimes Wissen und verbotene Bücher _ 18

Veranstaltungen
Lange Nacht der Demokratie ____ 22
Vortragsreihe Lesen?! ____ 22
Vortragsreihe Freiheit und USA?! ____ 23
Vortragsreihe Die Stärke der Mitte?! ____ 23
Vorträge zur Zeitgeschichte ____ 23

Feldpostbriefe

Schreiben als Lebenszeichen

Die Sammlung Zeit der Weltkriege (ehem. Bibliothek für Zeitgeschichte) besitzt die zweitgrößte Sammlung von Feldpost in Deutschland. Die Sammlung weist über 150.000 Briefe und Postkarten von und an Soldaten und Kriegsgefangene des Ersten und Zweiten Weltkriegs auf. Sie geben Auskunft über das, was deutsche und österreichische Kriegsteilnehmer in den Jahren 1914 bis 1949 mit ihren Angehörigen austauschten.

„Meine liebe Alice! Ich bin gesund und es geht mir gut. Die Behandlung ist sehr korrekt und ganz anders, als ich es mir nach den früheren unwahren Phrasen vorgestellt habe. Du wirst über dies monatliche Lebenszeichen glücklich sein, ebenso die Eltern und Papa. Ihr jedoch dürft öfter an mich schreiben. Ich erwarte sehnsüchtig über euch alle ein Lebenszeichen. Wo mag mein Bruder sein? Habt Ihr eine Nachricht von ihm? Wohnt Ihr noch in den alten Wohnungen? Um mich braucht Ihr auf keinen Fall in Sorge zu sein. In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und gemeinsame Aufbauarbeit grüße ich Dich, meine liebe Frau und alle Lieben recht herzlich.“

Gerhard Freund, 20.8.1945, WLB/BfZ, N26.3

Diese Zeilen schrieb Gerhard Freund am 20. August 1945 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft an seine Frau. Verfasst sind die Worte auf einem eng beschriebenen braunen Kärtchen des Sowjetischen Verbandes der Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften. Es handelt sich um die erste von 22 erhaltenen Postkarten, die Freund an seine Frau und seine Mutter geschickt hat. Von seiner Frau sind sieben Briefe überliefert, von seiner Mutter einer. Immer wieder ist auf den Karten von Lebenszeichen die Rede, denn dies war ihr hauptsächlicher Zweck: Sich aus großer Entfernung und in schwierigen Zeiten gegenseitig zu versichern, dass man noch am Leben ist und die Zeit zu überbrücken, bis man sich hoffentlich wiedersieht. Im März 1946 ist es bereits zweieinhalb Jahre her, dass sich Gerhard Freund und seine Frau Alice das letzte Mal gesehen haben. Seit einem Jahr hat er nichts mehr von ihr gehört. Auch eine zweite Postkarte an Alice vom 19. Dezember 1945 bleibt unbeantwortet. Erst auf seiner Karte vom 14. Juni 1946 berichtet er, dass er sieben Briefe von seiner Frau erhalten hat. Jetzt werden auch die Texte, die sich die Eheleute schreiben, ausführlicher und inhaltsreicher. Offenbar funktionierte die Post nun besser als in den ersten Monaten nach Kriegsende.

Die Feldpost: Nähe trotz Distanz

Als im August 1914 Millionen Soldaten in den Krieg zogen, endete für unzählige Familien in Europa der gewohnte Alltag abrupt. Väter, Söhne und Brüder verschwanden an die Fronten, oft für Jahre. In einer Zeit ohne Telefonverbindungen über große Distanzen und lange vor digitalen Kommunikationsmitteln wurde die Feldpost zum zentralen Bindeglied zwischen Front und Heimat. Briefe und Karten waren weit mehr als bloße Nachrichtenübermittlung – sie waren Lebenszeichen, Trostspender und zugleich Dokumente eines Krieges, der sich tief in das Leben einschrieb.

Im Ersten Weltkrieg entwickelte sich die Feldpost zu einem gigantischen logistischen Unterfangen. Allein im Deutschen Reich wurden Milliarden von Sendungen transportiert. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Feldpostsystem weiter ausgebaut und noch stärker organisiert. Die nationalsozialistische Führung erkannte

früh die Bedeutung der Kommunikation für die Kriegsführung und die Moral. Das System funktionierte erstaunlich effizient: Selbst an weit entfernten Fronten konnten Briefe innerhalb weniger Tage zugestellt werden. Dies verstärkte den Eindruck von Nähe, obwohl die Realität des Krieges oft von extremer Gewalt und Entbehrung geprägt war.

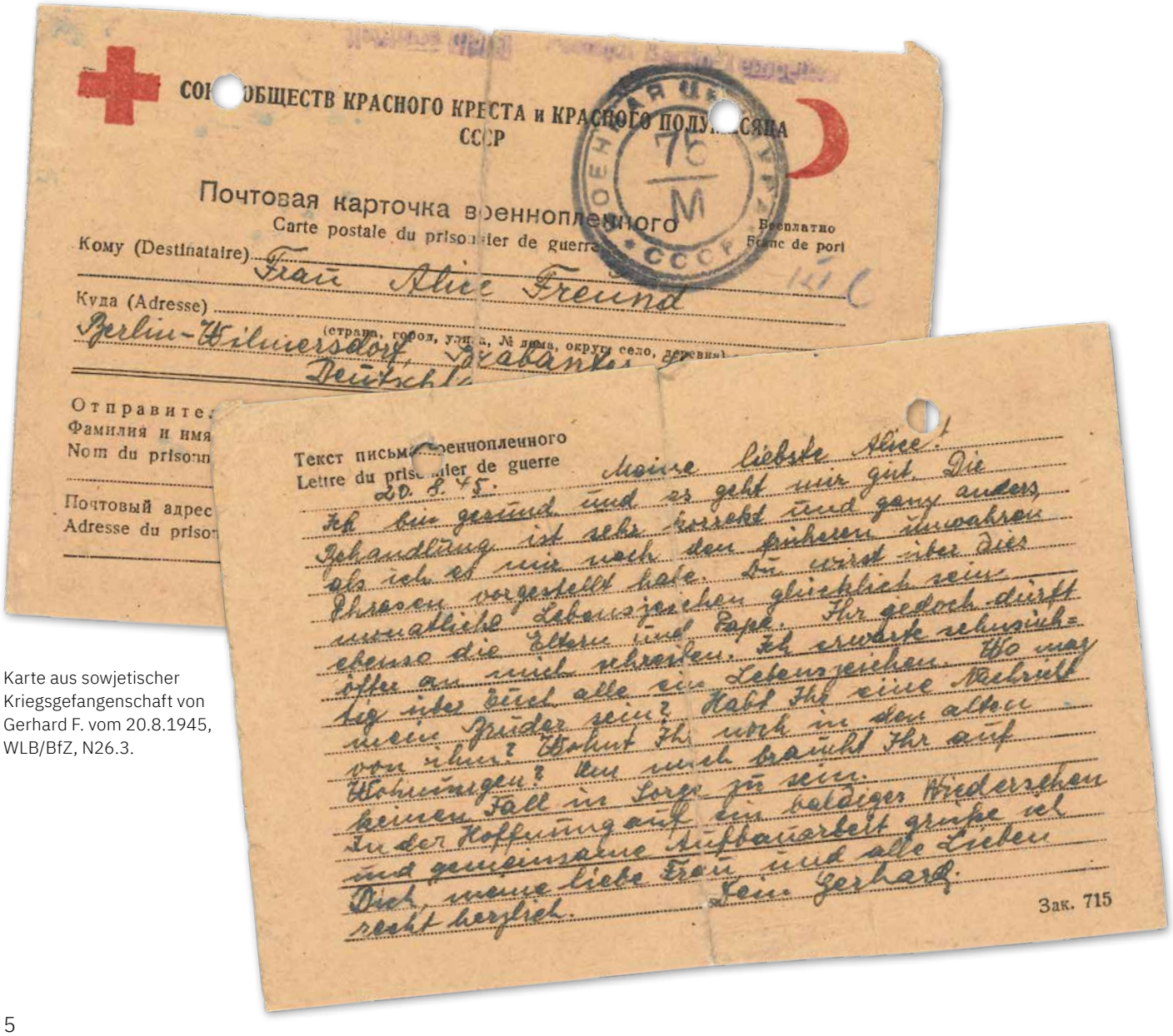
Der Feldpostverkehr war für die Soldaten kostenlos – ein politisch gewollter Akt, der die Moral stärken sollte. Die Inhalte reichten von alltäglichen Schilderungen bis hin zu vorsichtigen Andeutungen über das Kriegsgeschehen. Offene Kritik oder detaillierte Beschreibungen von Grausamkeiten waren eher selten, nicht zuletzt aufgrund der Zensur. Sie kamen aber vor, wie das folgende Beispiele eines Panzerschützen aus dem Elsass zeigt, der sich Sorgen um eine eventuelle Rekrutierung von Verwandten macht:

„Ich stelle mir vor, das[s] Alfons jetzt auch bald eingezogen wird. Wenn [es] bei Euch so kommt wie es hier in Polen und Ukraine gekommen ist und was ich selbst mit gemacht. alles kassiert, jung wie alt, von 14. bis 60 Jahre, und noch ältere, sogar noch Mädschen und Frauen also könnte es sogar mit Papa im Zweifel stehen, Wenn das kommen sollte werdet ihr ja auch wissen was ihr zu machen habt, am Tage nach der Kassierung schaut niemand mehr nach."

Joseph Feger am 31. August 1944, WLB/BfZ, N: Sterz

Emotionale Bedeutung: Zwischen Hoffnung und Angst

Für die Menschen in der Heimat waren Feldpostbriefe oft der einzige Beweis dafür, dass ein geliebter Mensch noch lebte. Jede Postsen-



Karte aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft von Gerhard F. vom 20.8.1945, WLB/BfZ, N26.3.

Deutscher Soldat an der Ostfront beim Verfassen von Feldpost, Propagandakompanie-Foto, 6.9.1943. WLB/BfZ, Fotosammlung Zweiter Weltkrieg, DC 125.001.

dung konnte Hoffnung bringen – oder, im Falle ihres Ausbleibens, große Befürchtungen auslösen. Besonders in Zeiten intensiver Kampfhandlungen wurde das Warten zur emotionalen Belastungsprobe.

Die Briefe erfüllten dabei mehrere Funktionen. Sie dienten nicht nur der Information, sondern auch der emotionalen Stabilisierung. Soldaten versuchten häufig, ihre Angehörigen zu beruhigen, indem sie Gefahren herunterspielten oder ihre Lage beschönigten. So ist wohl die erste Karte von Gerhard Freund zu verstehen, wenn er seine Situation nicht nur mit Blick auf die sowjetische Zensur derart positiv schildert. Gleichzeitig bot das Schreiben den Kriegsteilnehmern aber auch eine Möglichkeit, Erlebtes zu verarbeiten und ein Stück Normalität aufrechtzuerhalten. Selbst alltägliche und organisatorische Fragen aus der Heimat wie die Kindererziehung, das Wetter und die Ernte wurden hier verhandelt.

Feldpost als historische Quelle

Heute sind Feldpostsendungen wertvolle historische Dokumente. Sie ermöglichen Einblicke in den Alltag der Soldaten und ihrer Angehörigen, ihre Wahrnehmungen und Gefühle. Anders als offizielle Berichte oder Propagandamaterialien vermitteln sie oft eine unmittelbare, persönliche Perspektive auf das Kriegsgeschehen. Für die Soldaten war das Schreiben vielfach das einzige Mittel, ihre Gedanken festzuhalten und den Kontakt zu ihren Angehörigen zu bewahren. So griffen auch Personen zur Feder, die sonst kaum geschrieben haben. Sammlungen von Feldpost enthalten folglich Schriftstücke aus allen Bevölkerungsschichten. Sie können damit ebenso für Linguisten eine sehr interessante Quelle sein.

Historikerinnen und Historiker nutzen diese Lebensdokumente seit den 1980er-Jahren, um Fragen nach Mentalitäten, Erfahrungen und sozialen Beziehungen im Krieg zu untersuchen. Dabei ist jedoch stets zu berücksichtigen, dass Feldpostbriefe keine „neutralen“ Zeugnisse sind. Sie sind geprägt von Zensur, Selbstzensur und dem Wunsch, den Empfängern bestimmte Bilder zu vermitteln.

Christian Westerhoff

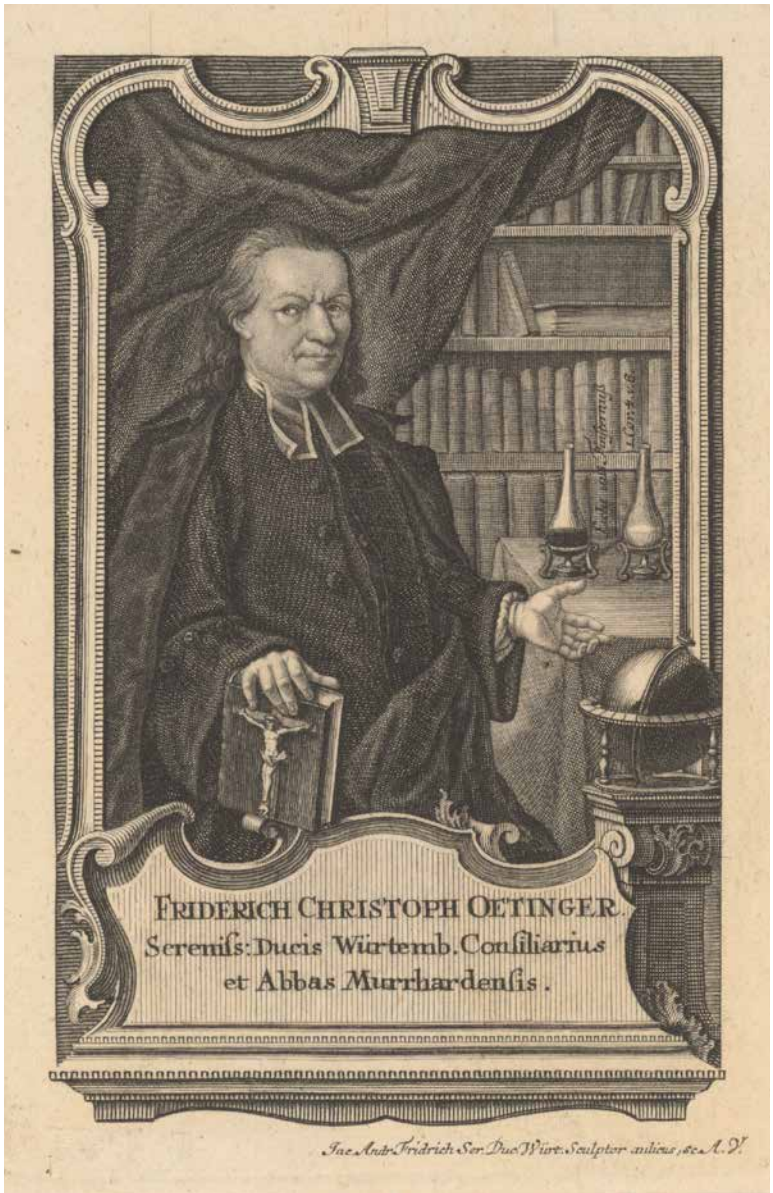
Und plötzlich ist es da

Schreiben als Offenbarung

Wer schreibt, will sich erinnern. Oder möchte Erinnerung für andere ermöglichen. Niedergeschriebenes Wissen, das Festhalten von vorliegender Sprache, von vorhandenen Gedanken oder Informationen wird beim Lesen wieder abgerufen, wieder entdeckt oder erneut aktuell. So nutzen wir die Schriftlichkeit in den meisten Fällen – vom Einkaufszettel bis zur wissenschaftlichen Abhandlung.

Darüber hinaus gibt es ein Schreiben, das jenseits der Memorierfunktion auch per se ein Erkenntnisakt ist, das ein Wissen generiert, das erst während des Schreibens entsteht. Immer wieder wird das Schreiben selbst zum kreativen Prozess, der sein eigenes Ergebnis im Moment hervorbringt. Aber woher kommt das, was da ganz plötzlich entsteht, wenn die Gedanken und Geschichten sich quasi – zumindest teilweise – selbst erfinden? Sie müssen ja einen Ursprung haben. Ihnen liegt eine Offenbarung zugrunde.

So sah es auch der württembergische Pietismus des 18. Jahrhunderts: Das Schreiben war nicht primär ein literarisches oder gelehrtes Unterfangen, sondern ein geistlicher Vorgang. Wer schrieb, verstand sich häufig nicht als Autor im modernen Sinn, sondern als Werkzeug, durch das sich göttliche Einsicht in die Welt der Buchstaben übersetzte. Zwei Protagonisten des schwäbischen Separatismus und der Theosophie prägen diese Vorstellung – dass der Text selbst ein Ort ist, an dem sich Offenbarung ereignet, nicht bloß über sie berichtet wird – besonders deutlich: Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782) und Johann Michael Hahn (1758–1819).



Der württembergische Theologe Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782), hier als evangelischer Abt im Kloster Murrhardt.

Der Bauer und Laienprediger Michael Hahn (1758–1819), der ab 1794 in Sindlingen (heute zu Jettingen, Lkrs. Böblingen) lebte.

Friedrich Christoph Oetinger: Schrift als Zeichen Gottes in der Natur

Oetinger, württembergischer Pfarrer aus Göppingen, gilt als der „Vater der schwäbischen Theosophie“. Die Theosophie bezog alles Wissen direkt auf Gott, in ihren mystischen und naturphilosophischen Denkansätzen ging sie davon aus, dass sich alles Wissen direkt auf Gott bezieht. Und weiter: Für Oetinger war die gesamte Schöpfung ein Schriftsystem Gottes. Die Natur, der menschliche Leib und der biblische Text bildeten für ihn ein zusammenhängendes Zeichensystem, in dem sich göttliche Weisheit verkörperte. Schreiben war für ihn deshalb kein bloßes Festhalten von Gedanken, sondern ein Akt des Entzifferns und Weitergebens dessen, was bereits in der Schöpfung angelegt war. Sein Konzept des sensus communis, des gemeinsamen, leiblich-anschaulichen Sinns, mit dem der Mensch göttliche Wahrheit erfassen kann, ist eng mit seiner Schreibpraxis verknüpft: Er verstand seine eigenen Texte als Versuch, diesen verborgenen, in Bildern und Emblemen ausgedrückten Sinn sprachlich zugänglich zu machen.

Besonders deutlich wird dies in seinem „Biblischen und Emblematischen Wörterbuch", in dem er biblische Begriffe nicht abstrakt definierte, sondern sie in ihrer sinnlich-bildhaften, gleichsam naturhaften Bedeutung erschloss. Für Oetinger war ein Wort wie „Licht“ oder „Same“ kein willkürliches Zeichen, sondern trug eine reale, von Gott gestiftete Beziehung zur bezeichneten Sache in sich. Wer ein solches Wort richtig auslegte, näherte sich – so seine Überzeugung – der Offenbarung selbst an, weil Sprache und Schöpfung aus derselben göttlichen Quelle stammten. Schreiben wurde damit zu einer Form der Teilhabe an göttlicher Erkenntnis, nicht nur zu deren Beschreibung.

Auch Oetingers reger Briefwechsel und seine Auseinandersetzung mit mystischen und kabbalistischen Strömungen, etwa mit dem schwedischen Mystiker und Theosophen Emanuel Swedenborg (1688–1772), zeigen dieses Selbstverständnis: Schreiben diente ihm dazu, verborgene Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde, Geist und Materie offenzulegen, die er als objektiv vorhanden, aber dem natürlichen Verstand verschlossen ansah. Der Text wird so zum Medium, in dem sich diese Verborgenheit lichtet.

Johann Michael Hahn:
Der Schreibende als Empfänger

Eine noch unmittelbarere Form der Offenbarungsschrift findet sich bei Johann Michael Hahn, der als ungelernter Bauer und Hirte ohne akademische Bildung zu einem der einflussreichsten Separatistenführer Württembergs wurde. Hahn berichtete von inneren Erleuchtungserfahrungen, in denen ihm – nach eigenem Verständnis – tiefere Einsichten in den göttlichen Heilsplan, die Erlösungsgeschichte und die Wiederbringung aller Dinge zuteilwurden. Diese Erfahrungen hielt er in einem umfangreichen schriftstellerischen Werk fest, das von seinen Anhängern, der bis heute bestehenden „Hahn'schen Gemeinschaft", als unmittelbares Zeugnis göttlicher Eingebung gelesen wurde – und teilweise noch wird.

Charakteristisch für Hahns Schreibweise ist, dass er sich selbst weniger als gelehrten Verfasser denn als Kanal versteht, durch den sich eine ihm zuteilgewordene Schau in Sprache umsetzt. Seine theosophischen Schriften, in denen er ein komplexes System der Schöpfungs-, Sündenfall- und Erlösungsgeschichte entwirft, entstanden aus visionären oder zumindest stark intuitiven Erfahrungen, die er anschließend in geordnete, oft langwierige Texte fasste. Das Schreiben folgt hier also nicht der Logik einer vorab geplanten Abhandlung, sondern dem Versuch, eine als überwältigend erlebte innere Einsicht nachträglich in eine mitteilbare Form zu bringen – eine Bewegung vom Unsagbaren zum Sagbaren, die für pietistische Erweckungsliteratur insgesamt typisch ist.

Entziffern und erleuchten

Bei aller Verwandtschaft – beide Männer standen sich zeitlebens nahe, und Hahn rezipierte Oetingers Theosophie intensiv – lassen sich doch unterschiedliche Akzente erkennen. Oetinger, der gelehrte Theologe mit naturwissenschaftlichen und philosophischen Interessen, verstand Schreiben als das Entziffern einer bereits bestehenden, in Schrift und Schöpfung niedergelegten Offenbarung. Hahn dagegen, der ungebildete Autodidakt, beschrieb seine Schreibtätigkeit stärker als unmittelbares Resultat persönlicher, gegenwärtiger Erleuchtung. Bei ihm tritt das charismatische Element stärker hervor: Der Text entsteht weniger aus gelehrter Auslegung als aus einem als unverfügbar erlebten inneren Widerfahrnis.

Beide Traditionen verbindet jedoch die Überzeugung, dass Schreiben mehr sein kann als Kommunikation von Gedanken – dass es, recht verstanden, selbst zum Ort der Offenbarung werden kann. Diese Vorstellung reicht im württembergischen Pietismus über die bloße private Frömmigkeit hinaus: Sie prägte Gemeinschaftsbildung, theologische Systembildung und nicht zuletzt eine bis in die Gegenwart wirksame religiöse Lesekultur, in der bestimmte Texte nicht nur gelesen, sondern als lebendige Quelle geistlicher Erkenntnis behandelt werden.

Die Beispiele Oetingers und Hahns zeigen, dass „Schreiben als Offenbarung" im Pietismus keine bloße rhetorische Figur war, sondern eine ernstgenommene theologische und schreibpraktische Haltung. Der Text galt nicht als sekundäres Abbild einer vorgängigen geistigen Erfahrung, sondern als deren Fortsetzung und Vergegenwärtigung. Wer diese Schriften liest, begegnet damit – im Selbstverständnis ihrer Verfasser und ihrer Leser – nicht nur historischen Zeugnissen einer Epoche, sondern Texten, die selbst noch am Ereignis der Offenbarung teilhaben wollen.

Carsten Kottmann

Literaturhinweise:
Martin Weyer-Menkhoff: Christus, das Heil der Natur. Entstehung und Systematik der Theologie Friedrich Christoph Oetingers, Göttingen 1990.
Joachim Trautwein: Die Theosophie Michael Hahns und ihre Quellen, Stuttgart 1969.

Bundesbuch der Freunde Magenau, Neuffer, Hölderlin (1790), Federzeichnung, Stiftler im Schlafrock vor seinem Pult, Bundesbuch – Cod.poet.et.phil.fol.63,I,1

„Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig […]“

Die Verortung des Schreibens in Hölderlins Briefen

Ende 1799, Anfang 1800 notiert Friedrich Hölderlin in das Stuttgarter Foliobuch den ausführlichsten seiner poetologischen Entwürfe, den Aufsatz „Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes“. Er beschreibt darin die Voraussetzungen poetischen Schreibens, welches keineswegs linear, sondern simultan verläuft. Das Schreiben entwickelt sich erst allmählich und zeitgleich zum Gedankenprozess. Es hat bei Hölderlin damit einen organischen und dynamischen Charakter. Form und Inhalt bedingen sich gegenseitig.

Sein Verhältnis zum Schreiben war dabei einem steten Wandel unterworfen. Der Schreibprozess des frühen Hölderlin war noch stark von gemeinschaftlichem Austausch, philosophischer Reflexion über das Göttliche und intensiven naturlyrischen Bildern geprägt. Eine wichtige Bezugsperson war hier vor allem der Dichter und Theologe Christian Ludwig Neuffer (1769–1839). Seine Briefe an den engen Tübin-

ger Studienfreund zählen zu den intimsten Dokumenten Hölderlins und sind Ausdruck seiner poetischen Selbstfindung.

Besonders in der Homburger Zeit (1798–1800) waren die Briefe ein wichtiger Teil eines vielschichtigen Schreibprozesses, der eng mit der Entstehung seiner Elegien und Hymnen verbunden war. Die Briefe reflektieren oft seine Suche nach dem „eigenen" Ton im schöpferischen Prozess. Es besteht damit ein unmittelbarer Zusammenhang von strukturiertem Schreiben und poetischer Betrachtung.

Mit der zunehmenden Reflexion über das Schreiben positioniert er sich schon bald in einer für ihn „dürftigen Zeit" und sieht den Dichter als Brückenbauer, als Vermittler in diesem Prozess. Seine diesbezüglichen Überlegungen und Ausführungen zum Schreiben und Dichten werden insbesondere in seinen Briefen an Friedrich Böhlendorff zusammengefasst, in denen er das Schreiben in den Dienst einer poetischen Neuausrichtung stellt. Es geht ihm um die eigene vaterländische Dichtung, um einen freien Gebrauch des Eigenen. Griechenland bleibt dabei Vorbild, die zentralen Orte findet er aber in seiner Heimat, im Neckartal. Entscheidend wird die heimatliche Natur als Rückzugsort („Der Wanderer") und die Landschaft als zentraler Ankerpunkt.

Für die Verortung des schreibenden Ichs fungiert immer wieder der Brief als maßgebliches Medium. Dieser ist damit nicht mehr ausschließlich Kommunikationsmittel, sondern soll den eigenen, poetisch-ästhetischen Standort artikulieren. Schon Schiller nutzte die Briefform, um diesen Standort zu veranschaulichen. Seine „Briefe über die ästhetische Erziehung" (1795) verwenden als vermittelnde Instanz den Begriff des „Spieltriebs", der Stoff und Form verbindet und dem kreativen Schreibprozess zugrunde liegt.

Schillers „Ästhetische Briefe" übten einen nachhaltigen Einfluss auf Hölderlin aus. Auch er verwendete Briefe nicht nur, um seine aktuellen Lebensumstände zu verarbeiten. Jene sind nicht nur intime Selbstbefragungen, sondern stellen zugleich eine wichtige Gattung dar, um ästhetische Gedanken zu kommunizieren. Bis zuletzt schätzte auch Hölderlin den Brief als den geeignetsten Ausdruck seiner poetischen Individualität. In seiner Korrespondenz – insbesondere an Freunde wie Christian Ludwig Neuffer, Friedrich Böhlendorff (1775–1825) oder Hegel – reflektierte er über zentrale ästhetische Fragen in Bezug zum Schreiben, über die Entstehung seiner Gedichte und über die „Verfahrungsweise des poetischen Geistes".

Sowohl in seinen Briefen als auch in seinen Dichtungen suchte Hölderlin nach einer neuen, „hesperischen" (vaterländischen) Dichtart, die sich von der rein griechischen Idealisierung löste. Der Schreibprozess, wie er im Brief anklingt, war bei Hölderlin nie rein informativ, sondern ein „poetisches Geschäft", bei dem der Brief als zentraler Schauplatz seiner „Verfahrungsweise" – also der Art und Weise, wie er die Welt in Dichtung übersetzte – diente.

Während sich Hölderlin im Briefwechsel mit Susette Gontard im Herzen der Geliebten verortet, das Ich dabei im Kontext der Empfindsamkeit und tragischen Liebe steht, definiert sich das Ich in den Briefen an Böhlendorff in Bezug zur „vaterländischen" Dichtung. Der Dichter sieht seine Aufgabe in der Vermittlung zwischen griechischem Geist und deutscher Natur. Das Ich spiegelt sich im Entstehen des Gedankens im Gespräch und im Brief. Es ist ein poetisches Ich, welches nach einer neuen Sangart sucht und die notwendige Naturverbundenheit betont.

Der Brief erscheint bei Hölderlin als Kontrapunkt, um sich über den eigenen künstlerischen Prozess, die Zweifel oder die Ziele klar zu werden. Er wird zum Spiegel seines „literarischen Ichs", das sich im Prozess des Schreibens erst bewusst wird. Ziel ist dabei nicht nur die Selbstreflexion, sondern primär, die künstlerische Produktivität und den damit verbundenen Schreibprozess zu begründen. Anstelle des Schiller'schen Spieltriebes setzte Hölderlin aber die ontologische Einheit der Natur als versöhnende Instanz des Menschen.

Erst ab 1804 erfolgt ein grundlegender Bruch – dafür steht insbesondere das berühmte Gedicht „Hälfte des Lebens". Es herrscht von da an ein grundlegendes Gefühl der Unsicherheit, die keinen agierenden Dichtervermittler, keine Versöhnung mehr zulässt. Das schreibende Ich bewegt sich somit von der enthusiastischen Naturverbundenheit über das künstlerische Sendungsbewusstsein bis hin schließlich zur Isolation und existenziellen Zerrissenheit.

Jörg Ennen

Allein mit anderen

Wissenschaftliches Schreiben, wie kommt man dazu?

In „Phaidros“, dem Dialog des Platon, treffen sich Phaidros und Sokartes unter einer Platane, um über die Redekunst, über Inhalt und Stil, zu diskutieren.

Vor Jahren spielte mir der Zufall ein Foto in die Hand, auf dem ich mit vier Männern in einem offensichtlich witzigen Gespräch zusammensaß. Erheitert schob ich das Foto jenem der vier Männer zu, den ich geheiratet hatte, drückte mein Glück über die Erinnerung an das intelligente Gespräch aus, der Ehemann kommentierte nur lakonisch: „Alle fünf haben sich habilitiert.“

Die Freunde also waren alle mehr oder weniger erfolgreiche Wissenschaftler geworden. So ist es kein Wunder, dass dieser Umgang auch mich anregte, am Spiel „wissenschaftliches Schreiben“ teilzunehmen. Zunächst begann die berufliche Existenz als Studienrätin, aber schon da waren mir die Freunde wichtiger als der Schuldienst, ich begann zu promovieren und gab den Schuldienst auf. Glücklicherweise erhielt ich Aufträge genug, um in Zeitschriften wissenschaftliche Abhandlungen publizieren zu können, und schließlich war mir das Schreiben über wissenschaftliche Themen so geläufig, dass ich mich an ein Buch über „Wilhelm Meister“ wagte.

Meine Biografie ist ein typisches Kapitel in der Geschichte der Emanzipation, und gerade diese sagt auch einiges aus über die Art und Weise, wie wissenschaftliches Schreiben möglich wird, gerade deshalb nämlich, weil Frauen der Weg vom Tagebuch, wo sie sich gern aussprachen, zum wissenschaftlichen Schreiben damals nicht leicht gemacht wurde. Die Idee zu solcher Art von Schreiben kann nur entstehen im Gespräch mit anderen, seien dies Kollegen, seien dies Bücher. Frauen, die Stellen an der Universität anstrebten, mussten damals für dies Gespräch den Einen finden, der zunächst ihr ‚Privatlehrer‘ wurde, d. h. die meisten wissenschaftlich ehrgeizigen Frauen verheirateten sich mit einem Akademiker.

Was dieser biografische Abriss zeigt: gerade die Tätigkeit des Wissenschaftlers, der einsam im Studiolo arbeitet, bedarf der Kommunikation. Das Interesse für die Wissenschaft erwacht im intelligenten Gespräch mit Freunden, auch bedarf es der Lenkung durch Lehrer, die begabte Schüler durch ihren Umgang auszeichnen. Bis in die achtziger Jahre trug die Universität dieser Aufgabe besser Rechnung, als sie es heute tut: Es war schon eine Auszeichnung, ja gar eine Aufforderung zum Aufbruch in die Wissenschaft, falls der Student in ein Oberseminar aufgenommen wurde, und diese Veranstaltungen fanden während meines Studiums in den frühen sechziger Jahren am Abend statt. Grund dafür war das „Nachsitzen“, d. h. das Treffen auserwählter, vom Professor persönlich eingeladener Studenten zum Wirts-

hausbesuch nach der Lehrveranstaltung. Wer hier „geladen“ war, durfte auf beruflichen Erfolg in der Wissenschaft hoffen. Vor allem aber begründeten diese Treffen gescheiter Studenten eben jene befruchtenden Freundschaften, die lange dauern sollten. Dieser gesellige Stil der universitären Bildung wurde aufgegeben, als der Einzugsbereich der Universitäten größer wurde und Studenten aus dem Umland von den Verkehrsmitteln abhingen.

Wissenschaftliches Schreiben jedenfalls ist und bleibt die Kommunikationsform: Alleinsein und zusammen sein mit andern. Die wissenschaftliche Schrift behandelt einen Stoff, der nicht, wie literarische Texte etwa, aus subjektiven Erfahrungen entsteht. Dem wissenschaftlichen Schreiben geht immer ein Lernprozess voraus. Zu wissenschaftlichen Themen leitet den Interessierten das Denken anderer, die den Weg vorgezeichnet haben; angeregt durch diese Vorgänger kann freilich einer auch einmal eine neue Spur entdecken, aber bereits die Frage, ob diese so neu sei, muss er prüfen, indem er die Schriften anderer prüft, und das führt in die Bibliothek.

Hier befindet er sich erst recht in der Situation, die für sein Forschen typisch ist: wieder ist er allein unter anderen, und diese Anderen, oder das Andere auch, was sie bedenken, hat nun eine zeitliche Dimension. Die Worte, die an den Forschenden ergehen, ertönen aus Büchern und damit aus Zeiten, die oft sogar über Jahrhunderte vergangen sind. Dennoch sprechen sie noch immer laut und deutlich, die Gelehrten sind, gerade deshalb, still an diesem Ort und lauschen in die Schrift. Die Prüfung der vorausgegangenen Literatur ist auch für den bürgerlichen Leser eine Landnahme, er erarbeitet sich damit ein Revier, sein Sachgebiet, für das er zuständig ist und das sich, sobald er darüber schreibt, mit seinem Namen verbindet.

Die Würde des Geistes zeigt sich in den Bibliotheken an der Höhe und Weite des Saales. Raumverschwendung weckt ein Gefühl von Heiligkeit – da kommt die Bibliothek der Kirche und dem Schloss nahe. Für das Bürgertum war denn auch Bildung ein Statussymbol und oft ein Religionsersatz. Der Bürger verlässt deshalb sein einsames Zimmer und besucht den Lesesaal, wo die Stille sein Tun auszeichnet. Diese Aura habe ich, die ich aus Würzburg, der Stadt der Fürstbischöfe und der vielen Kirchen komme, an Bibliotheken besonders geschätzt. Wissenschaftler also verwickeln sich als Leser ins Gespräch, das sie mit ihrem schriftlichen Beitrag weiterführen. Wissenschaftliche Abhandlungen sind stumme Diskussionsbeiträge – dies ein Grund für die Neigung von Wissenschaftlern, aus der Bibliothek heraus zur Tagung zu fahren: hier wird die Einsamkeit der Arbeit im gesprochenen Wort lebendig.

Das Studium sieht für jeden die Ausbildung zum Wissenschaftler vor. Jede Hausarbeit, jede Zulassungsarbeit ist eine Vorübung für das wissenschaftliche Schreiben und führt in die Bibliothek. Hier liegen die Gesprächsbeiträge von heute ebenso wie die, die Jahrhunderte alt sind. Der Student muss lernen, mit Zitaten, mit Fußnoten umzugehen, er muss historische Kenntnisse vorweisen und die Sprache der Vorgänger verstehen lernen, denn wissenschaftliches Schreiben geschieht in einer anderen Sprache als der des Alltags.

Die Vorarbeit zur wissenschaftlichen Schrift, so lernt der Student und weiß der Erfahrene, ist lang, der Erfolg in nur wenigen Fällen entsprechend groß. Das was sich Forschen nennt und was dem Schreiben vorausgeht, das, was auch während des Schreibens höchste Wachsamkeit verlangt, ist unverhältnismäßig mühselig. Da die Bibliothek der eigentliche Ort für diese Tätigkeit ist, muss der Aufenthalt dort eine Faszination haben: Sei es die Stille, sei es die Größe des Monuments, sei es die freundschaftliche Arbeitsgemeinschaft, die von der Mühe des forschenden Suchens und Notierens ablenken und auf die Lust des Schreibens vorausdeuten könnten.

Endlich ist die Arbeit des Sammelns getan, der nächste Schritt beginnt mit der Gliederung des Stoffes, der Komposition der Argumente, ehe die Lust des Schreibens beginnt, wobei nun für die Thesen die treffenden Worte zu finden sind. Diese sollten, so die Hoffnung des Verfassers, zum gedruckten Text werden, für den sich Bibliotheken interessieren, sodass der stumme Gesprächsbeitrag von vielen Nutzern vernommen und, hoffentlich für lange Zeit, bedenkenswert bleiben wird.

Hannelore Schlaffer

Auch mit Stift und Papier

Die Vorteile meiner (unleserlichen) Handschrift

Welch ein Satz (am besten laut lesen): „Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fernher in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis zu meinem Erstaunen mit der Periode fertig ist." Wer außer Heinrich von Kleist hätte ihn zu unserm Erstaunen so zu Ende gebracht? Von der Dunkelheit kommt er durch die Ferne, findet einen Anfang, wird von vielen Nebensätzen unterbrochen, schreitet dennoch fort, findet ein Ergebnis und überrascht – ehe der Satz zum Punkt kommt.

Das Zitat stammt aus dem bekannten Text Kleists „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ (1805/1806). Der vielfach unterbrochene Hauptsatz ähnelt der großen Erregung eines Sprechers, der gleichsam wie ein Sportberichterstatter vom erfolgreichen Konter überrascht wird, von dem er zu Beginn des Spielzugs noch nichts ahnte.

Es ist freilich ein Text, der hier das Reden nachbildet. Leider gibt es kein Autograph, das verraten könnte, ob Kleist den Lauf von Beginn an im Kopf hatte, oder ob er ihn eben beim Schreiben erst realisierte. Doch auch Texte sind ein Gespräch, immer mit uns selbst, manchmal mit einem imaginierten Gegenüber, oft mit einem Leser oder einer engen oder weiteren Zielgruppe.

Vermutlich kennen viele das Phänomen, dass wir uns erst bei der Niederschrift über manches Problem klar werden, als wäre der Stift ein Denkzeug. Viele Mathematiker nutzen nicht nur im Hörsaal eine große Tafel und Kreide. Andere schwärmen von der Inspiration durch ein leeres Blatt Papier. Über leere Bildschirme habe ich das noch nicht gehört, obwohl Computer vielfach als Denkzeuge angepriesen werden.

Vieles ist schon aus der vorherigen Beschäftigung und den geführten Gesprächen klar. Selbstverständlich gibt es viele Aufgabenstellungen, zu deren Lösung eine Gliederung gehört, welche mit Fleiß und wesentlich weniger Überraschungen gefüllt wird. Aber zumeist ist das wenig anregend. Doch warum erscheinen uns Stift und Papier anregender als der Laptop? Dabei wird kaum jemand leugnen, dass der Laptop wesentlich bequemer ist als Stift und Papier. Doch oft schreibe ich den Beginn auf Papier und notiere mir dort die Stichworte für den weiteren Verlauf. Einen diffizilen Text schreibe ich von vornherein am Computer, weil ich weiß, dass ich ihn mehrfach überarbeiten muss, um ihn unangreifbar zu machen.

Alle kennen Diskussionen, ob Kinder noch Schreibschrift lernen sollten, oder gleich Blockschrift oder von Anfang an Tastatur oder eine KI mit Speech to Text. Was ändert sich, wenn die KI das Protokoll der Sitzung übernimmt? Es gibt mehr als dreißig kognitionswissenschaftliche Untersuchungen, welche das Schreiben mit Stift und Papier und das Schreiben am Laptop empirisch untersuchen. Wenig überrascht, dass das Schreiben am Laptop wesentlich schneller (und bequemer) ist. Schreiben mit der Tastatur beansprucht viel weniger Regionen unseres Gehirns, führt aber wegen der Koordination beider Hände und dem häufigen Blickwechsel zwischen Bildschirm und Tastatur zu Problemen bei der Fokussierung. Die Erkennbarkeit der Zeichen ist leichter und das Repertoire viel geringer als in der zumeist individuellen Schreibschrift, welche allein schon in den Verbindungen zwi-

schen den Buchstaben unterschiedlichste Lösungen kennt. Der Computer hält die Linie alleine, erledigt den Zeilenumbruch, die Silbentrennung und die meisten Probleme der Rechtschreibung. Für die Handschrift betreibt das Gehirn viel mehr Aufwand, muss es viel umsichtiger agieren. Das geringere Tempo der Handschrift führt dazu, dass prägnantere Formulierungen beim Mitschreiben gesucht werden.

Allerdings: Man lernt beim Fertigen handschriftlicher Notizen etwa ein Viertel mehr als mit Tastatur und Bildschirm. Dies mag zum Teil daran liegen, dass wir nicht damit rechnen, dass uns das Papier unterbricht wie es der Rechner mit Werbung, E-Mails und Social Media so oft tut. Das Papier ist wie ein Raum, dessen Tür wir verschlossen haben, damit uns niemand stört (das Handy liegt nebenan). Wir sind nicht ständig auf der Hut vor Überraschungen, sondern ganz bei der Sache. Und aufgrund des höheren Aufwands behält das Gehirn vom Handgeschriebenen wesentlich mehr.

Der Grad der persönlichen Beteiligung ist der Schlüssel für erfolgreiches Lernen. Das beginnt beim wechselnden Druck des Stiftes auf dem Papier und endet beim inneren Mitsprechen des Textes beim Schreiben. Um andererseits Zeit zu sparen, ist der Druck viel höher, kürzere Verbindungen zwischen den Gedanken herzustellen. Das stärkere Suchen nach den treffenden Ausdrücken führt uns auf die fruchtbaren Seitenwege des geistreichen Gesprächs, generiert neue Ideen. Nicht nur das Lernen, auch die Kreativität zeitigt nachgewiesen wesentlich bessere Ergebnisse beim handschriftlichen Schreiben. Und mentale Assoziationen entstehen aufgrund der Mustererkennung nicht nur im semantischen Feld, sondern auch über Klang, Wortbild, Bögen und Schleifen der Schriftzüge und Dispositionserfordernisse für das nächste Wort. Handschriftliches Schreiben ruft ein breiteres Repertoire an Optionen auf. Dieses Training der Assoziationen und Kontexte macht aus guten Schreibern letztlich auch erfolgreichere Leser.

Die Überlegenheit des Lesens von Papier gegenüber dem Lesen vom Bildschirm hinsichtlich Gedächtnis und Analyse, die Überlegenheit der Essays, welche ohne Google oder (erst recht) ohne KI geschrieben wurden, die Erkenntnisse zur Überlegenheit der Handschrift gegenüber dem Schreiben am Computer weisen alle in dieselbe Richtung: Es geht nicht nur darum, das Leben einfacher zu machen. Es geht darum, seine Zeit nachhaltig zu nutzen, indem wir für Lernen und Kreativität das geeignetere Vorgehen wählen. Das sind oft Stift und Papier. Aber für viele Aufgaben ist die schnelle Erledigung am Bildschirm das Mittel der Wahl. Doch immer wieder halte ich es mit James Krüss: „Es lebte einst der Zauberer / Kori, Kora, Korinthe. / Der saß in einem Tintenfaß / Und zauberte mit Tinte. // Wenn jemand damit Briefe schrieb / Und schmi und schma und schmollte, / Dann schrieb er etwas anderes, / Als was er schreiben wollte. / …“

„Vermutlich kennen viele das Phänomen, dass wir uns erst bei der Niederschrift über manches Problem klar werden, als wäre der Stift ein Denkzeug.“

Rupert Schaab

Literaturhinweise: Pablo Delgado, Ladislao Salmerón: Lesen am Bildschirm. – In: Diagnose und Förderung des Lesens im digitalen Kontext, hg. von Tobias Richter und Wolfgang Lenhard. - Göttingen 2024 (Tests und Trends in der pädagogisch-psychologischen Diagnostik; 20) S. 19–43.
Natalliya Kosmyna u.a.: Your Brain on ChatGPT: Accumulation of Cognitive Debt when Using an AI Assistant for Essay Writing Task. - 10. Juni 2025. – DOI: 10.48550/arXiv.2506.08872
Giuseppe Marano et al.: The Neuroscience Behind Writing: Handwriting vs. Typing – Who Wins the Battle? – In: Life 15,3 (2025) Nr. 345. – DOI: 10.3390/life15030345

Unsere Website im neuen Design

Neue Standards, erweiterte Funktionen und eine verbesserte Usability

Auch eine Website kommt in die Jahre! Der bisherige Internetauftritt der Bibliothek hatte nach jahrelangem, intensivem Betrieb die Grenzen seiner technischen Möglichkeiten erreicht.

Um den gestiegenen Ansprüchen an Barrierefreiheit, Informationsarchitektur und leichter Bedienbarkeit gerecht zu werden, wurde in den letzten Monaten der Internetauftritt ganz neu inhaltlich und von der Nutzerführung konzipiert, vom Webdesign gestaltet und technisch aufgebaut. Unter der gewohnten Adresse www.wlb-stuttgart.de erwartet Sie nun der Relaunch in einem frischen Design mit wesentlichen Neuerungen in der Usability und zusätzlichen Angeboten.

Barrierefreiheit und Responsive Design

Ein zentrales Anliegen der Neugestaltung war die konsequente Umsetzung digitaler Inklusion. Durch den Systemwechsel erfüllt unsere Website nun die erforderlichen technischen Standards der Barrierefreiheit. Neben der Screenreader-Kompatibilität bietet der Kontrastschalter in der Kopfzeile eine visuelle Optimierung für eine verbesserte Lesbarkeit aller Webseiten.

Gleichzeitig bricht der Relaunch mit bisher starren Layoutvorgaben: Dank des Responsive Designs passt sich die Benutzeroberfläche dynamisch an unterschiedliche Endgeräte an. Egal ob Sie eine komplexe Literaturrecherche am Desktop-Arbeitsplatz oder eine schnelle Informationsabfrage via Smartphone von unterwegs durchführen, eine konsistente Benutzerführung wird Ihnen in allen Versionen gewährleistet.

Informationsarchitektur der Startseite
Die Einstiegsseite präsentiert sich mit einem übersichtlich strukturierten Aufbau im Corporate Design der Bibliothek. Die Hauptnavigation gliedert unsere Dienstleistungen und Informationen in sechs übersichtliche Bereiche:

- Recherche
- Service
- Region
- Sammlungen
- Veranstaltungen
- Über uns

Die verlinkten Unterseiten bieten mit einer Übersichtsseite eine schnelle Erstorientierung zu den jeweiligen Angeboten eines Bereichs.

Die Startseite ist darunter in funktionale Zonen unterteilt, die visuell klar voneinander abgegrenzt sind. Der Schnelleinstieg bietet die meistgefragten Informationen und Angebote der Bibliothek. Über zwei Teaserboxen werden die aktuellen Highlights der Veranstaltungen angezeigt und der zentrale Suchschlitz ermöglicht den direkten Zugriff auf den Katalog für Literaturrecherchen oder die Volltextsuche über die gesamte Website.

Um bei aktuellen Ereignissen des Leseservices oder zur Ankündigung von Veranstaltungen – wie dem Beginn eines neues Kurssemesters zum wissenschaftlichen Arbeiten – flexibel reagieren zu können, ist die Startseite modular aufgebaut. Die Reihenfolge der einzelnen Inhaltsblöcke kann somit temporär variieren, um besondere Beachtung zu wecken.

Transparenz und rechtliche Sicherheit
Den Abschluss jeder Seite bildet ein viergeteilter Footer. Er bündelt zentrale Informationen, die auf allen Unterseiten einheitlich verfügbar sind und sich inhaltlich gliedert:

- Kontakt & Orientierung
- Viel gefragt
- Mehr erfahren
- Kurz erklärt

In der untersten Zeile finden Sie die rechtlichen Hinweise zum Datenschutz, zur Barrierefreiheit und das Impressum.

Der neue Veranstaltungskalender
Alle Termine wie zu Vorträgen, Ausstellungen und Kursen werden fortan auf der Übersichtsseite der Veranstaltungen in einem Kalender geführt. Für Ihre persönliche Terminorganisation eröffnet dies den Vorteil, dass Sie sich Einträge nun per iCal direkt in Ihre Kalenderanwendung exportieren können. Dabei besteht die Option, Termine wahlweise als Einzelereignis oder - insbesondere bei Vorträgen - als thematische Gesamtreihe in einen eigenen digitalen Kalender zu integrieren.

Das neue WLB-Wiki
Um die Bedienbarkeit und Orientierung auf der Website zu erleichtern sowie eine Überfrachtung der Navigationsebenen durch so viele Unterseiten zu vermeiden, wurden alle dokumentarischen Texte bspw. zu den Sammlungen und Regionalbibliographien in ein externes WLB-Wiki überführt. Dieses wird von den hierfür zuständigen Sondersammlungen und Gruppen kontinuierlich aktualisiert. Sie finden dies unter der Adresse: https://wiki.wlb-stuttgart.de/index.php/Hauptseite

Durch gegenseitige Verlinkungen sind die neue Website und das externe Wiki miteinander vernetzt. Diese informationstechnische Entkopplung verschafft der Website eine übersichtliche, schlanke Struktur für den schnellen Informationszugriff. Gleichzeitig bleibt das fundierte, fachspezifische Hintergrundwissen im Wiki vollumfänglich und strukturiert erhalten.

Ausstieg aus Instagram
Die WLB wird sich mit dem Relaunch der Website von Instagram trennen, da Social Media die Aufmerksamkeit und damit die Lesefertigkeiten beeinträchtigt und durch sein Geschäftsmodell und seine Algorithmen kein neutrales Angebot darstellt. Mit Blog und Newsletter haben Sie die Möglichkeit, sich über die Neuigkeiten der WLB ausführlicher und stets zu informieren.

Ihre Meinung ist erwünscht
Die neue Struktur der Website erleichtert nicht nur die redaktionelle Pflege im Haus, sondern verbessert maßgeblich den barrierefreien Zugang zu unseren Dienstleistungen.

Wir laden Sie herzlich dazu ein, unsere neue Website zu entdecken und die Funktionen auszuprobieren. Ihr Feedback freut uns über: website@wlb-stuttgart.de.

Christine Herrmann

Ausstellung: Weggesperrt!?

Geheimes Wissen und verbotene Bücher

Vom 23.10.26 bis 16.01.27

Die Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek spürt dem geheimen Wissen und den verbotenen Büchern in der Bibliothek nach.

Während sich Bücher im Normalfall an eine unbeschränkt große Nutzerschaft wenden, dienen Briefe dazu, vertrauliche Inhalte zwischen Sender und Empfänger auszutauschen. Ein Brief muss auf seinem Weg verschlossen sein, denn es gilt das Briefgeheimnis. Über dessen Verletzung verfasste schon Martin Luther 1529 eine eigene Schrift.

Plakat zur Ausstellung

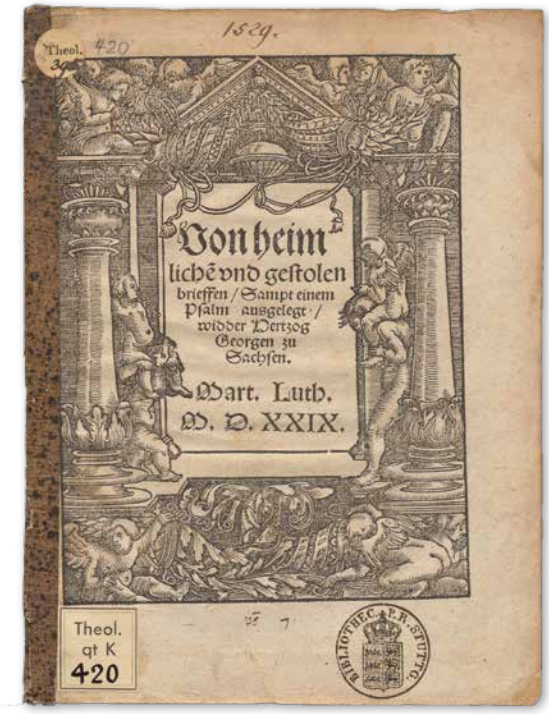
Dass nicht nur der Inhalt eines Briefwechsels, sondern auch der Briefwechsel an sich geheim war, dafür steht die Korrespondenz zwischen dem deutschen Schriftsteller Friedrich Hölderlin und seiner heimlichen Geliebten, der Bankiersgattin Susette Gontard. Ihre Briefe spiegeln die Mühen der Geheimhaltung dieser Beziehung wider.

In der frühen Neuzeit wurden viele Briefe, besonders im diplomatischen Schriftverkehr, in sogenannten „Schwarzen Kammern“ im Verborgenen geöffnet und gelesen. Um geheime Inhalte zu schützen, wurden diese in Texten versteckt oder die Schriften insgesamt verschlüsselt.

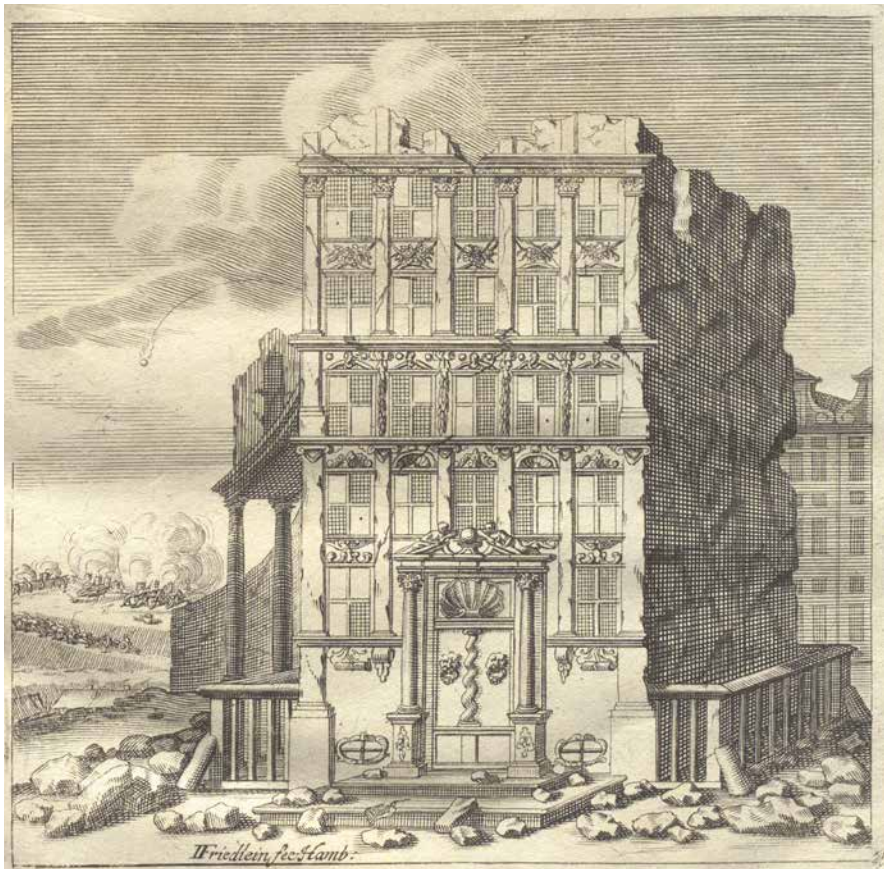
Zum Verstecken eignen sich zum Beispiel die Tarnschriften: Was von außen wie ein „harmloses“ Schach-Buch aussieht, entpuppt sich beim Aufblättern als kommunistischer Propagandatext. Informationen können auch heimlich in andere Texte eingebaut sein, indem die Anfangsbuchstaben von Versen, wenn sie vertikal gelesen werden, eine ganz eigene Botschaft enthalten. Auch das Verstecken von Informationen in Zeichnungen ist eine beliebte und in vielen Schriften dokumentierte Methode. In einer Darstellung von Johann Balthasar Friderici entspricht jeder Buchstabe, je nach der Stellung der Fensterläden einem Buchstaben, sodass sich die geheime Botschaft ergibt: „Wir haben kein Pulver mehr“.

Beim Verschlüsseln werden die Zeichen eines Textes nach bestimmten Regeln gegen andere Zeichen ausgetauscht. Schon in der Antike kannte man Verschiebungen im Alphabet (z. B. „a“ für „e“, „b“ für „f“ usw.). Später benutzte man mehrere Alphabete, die auf unterschiedliche Weise verschoben waren.

Auch eine der ersten Verschlüsselungsmaschinen, die sogenannte „Enigma“ arbeitete nach diesem Prinzip. Diese Maschine nutzte



Martin Luther: Von heimlichen vnd gestolen brieffen, Wittenberg 1529 (WLB: Theol. qt. K. 420)



Johann Balthasar Friderici: Cryptographia oder geheime schrifft- muend- und-wuerkliche-Correspondentz, Hamburg: Rebenlein 1685 (WLB: Phil. qt. 480, S. 218 f.)

das deutsche Militär im Zweiten Weltkrieg. Ein Exemplar ist ebenfalls in der Ausstellung zu sehen.

Bei allen diesen Verfahren benutzen Sender und Empfänger denselben Schlüssel, den sie vorher ausgetauscht haben. In neueren Verfahren, die komplizierte mathematische Methoden verwenden, ist es aber auch möglich, dass Sender und Empfänger mit geheimen und öffentlichen Schlüsseln arbeiten, wobei sie nur die öffentlichen austauschen müssen.

Während Wissen mit diesen Praktiken geheim gehalten werden kann, gab es in der Geschichte immer wieder ganze Gruppen, in denen Geheimwissen kursierte, wie die Illuminaten oder die Rosenkreuzer. Auch die Alchemie in der Frühen Neuzeit erschien vielen als Geheimwissen, was in Württemberg im 16. Jahrhundert zur Hinrichtung gleich mehrerer angeblicher „Goldmacher" führte, denen es eben gerade nicht gelang, Gold herzustellen.

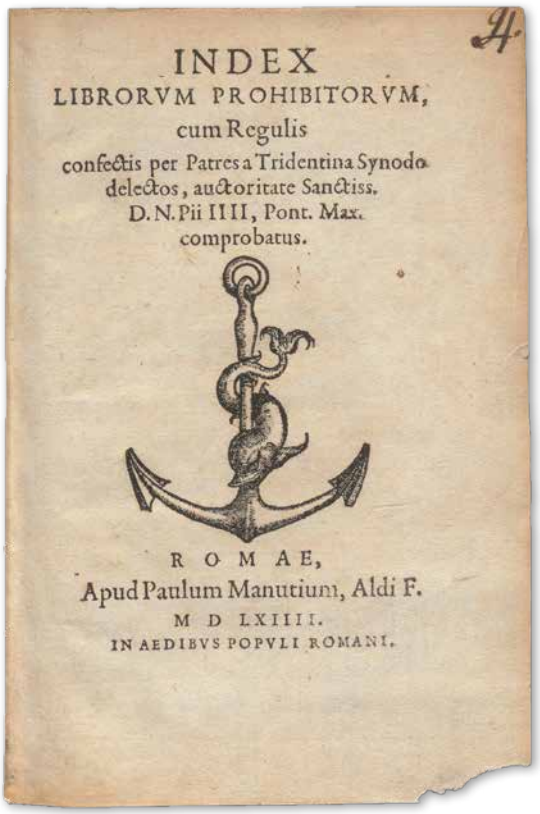
Neben diesen Aspekten des „geheimen Wissens" beschäftigt sich der zweite Teil der Ausstellung mit verbotenen Büchern.

Einigen Autoren wurde selbst das Schreiben verboten, wie dem württembergischen Gelehrten Johann Jakob Moser, einem Vielschreiber, der im späten 18. Jahrhundert während seiner Haft nicht schreiben durfte – und es trotzdem heimlich tat.

Bücherverbote lassen sich sehr gut ablesen an entsprechenden Verbotslisten, die bekannteste unter ihnen ist der „Index", der 1559 erstmals veröffentlicht wurde und bis ins 20. Jahrhundert hinein Neuauflagen und Bearbeitungen erlebte.

Viele weitere Verbotslisten machen deutlich, dass Bücherverbote meist aus sittlichen oder politischen Gründen erfolgten und diese immer vom jeweiligen politischen System und den jeweils herrschenden Moralvorstellungen abhängig waren. Im 15. Jahrhundert lässt sich nachweisen, dass nach der Einführung des Buchdrucks zum Teil sogar die Lektüre der Bibel, bzw. von Bibel-Übersetzungen verboten war. Im 19. Jahrhundert existierten in allen deutschen Staaten Zensurbestimmungen. In Zeitungen entstanden dadurch oft freie Flächen im Schriftbild, die auf Zensur hinwiesen.

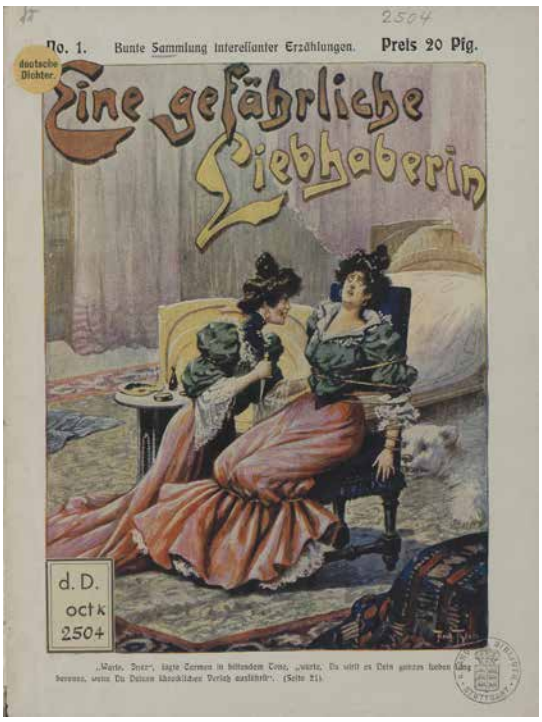
Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik gab es eine starke Bewegung gegen sogenannte „Schund- und Schmutzschriften", die sich in den Beständen vieler Bibliotheken gut nachverfolgen lässt.



INDEX
LIBRORVM PROHIBITORVM,
cum Regulis
confectis per Patres a Tridentina Synodo
delectos, auctoritate Sanctiss.
D. N. Pii IIII, Pont. Max.
comprobatus.

ROMAE,
Apud Paulum Manutium, Aldi F.
M D LXIIII.
IN AEDIBVS POPVLI ROMANI.

Index Librorum Prohibitorum, Rom 1564



No. 1. Bunte Sammlung interessanter Erzählungen. Preis 20 Pfg.

deutsche Dichter

Eine gefährliche Liebhaberin

d. D.
oct k
2504

Ein typisches Exemplar der „Schundliteratur“

Für diese Schriften galt, dass sie nur einer eingeschränkten Öffentlichkeit zugänglich waren. Ähnliche Beschränkungen galten und gelten auch für Schriften, die Dienst- oder Geschäftsgeheimnisse oder personenbezogene Daten enthalten. Hier spielt häufig der Faktor Zeit eine zusätzliche Rolle: Eine Anleitung für das Maschinengewehr „08/15“ aus dem Ersten Weltkrieg unterliegt schon lange nicht mehr der militärischen Geheimhaltung, eine Fahndungsliste aus den 1970er-Jahren dagegen kann immer noch vertrauliche Daten und Fakten zu noch lebenden Personen enthalten.

In die Bibliotheken gelangen derartige Schriften meist über Pflichtexemplar-Regelungen. Wer in Württemberg eine gedruckte Schrift veröffentlicht, muss ein Exemplar kostenlos an die WLB abgeben.

So kommen auch zahlreiche jugendgefährdende Schriften in den Bestand, die – wenn sie von der Bundesprüfstelle entsprechend indiziert wurden – Jugendlichen nicht zugänglich gemacht werden dürfen.

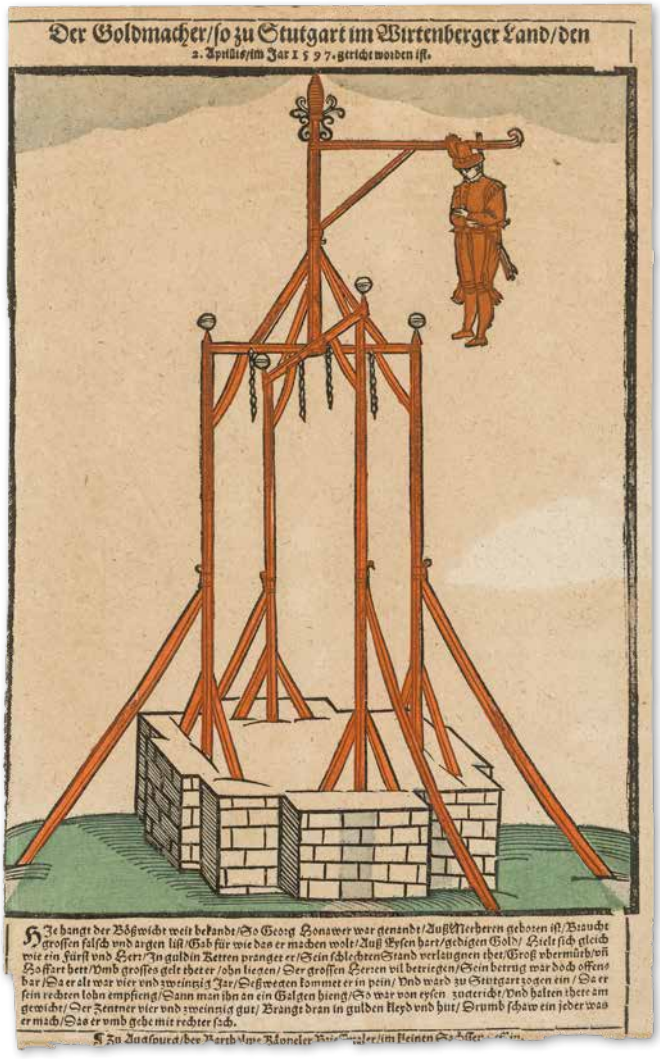
Breit angelegte Verbote von Büchern findet man dagegen in erster Linie in Diktaturen. So wurden in der Zeit des Nationalsozialismus zahlreiche Publikationen von jüdischen Autoren und Autorinnen oder politischen Gegnern verboten und deren Verfasser verfolgt, ins Exil getrieben oder ermordet. Tief im kollektiven Gedächtnis verankert sind die großen deutschlandweiten Bücherverbrennungen vom Mai 1933, die damals auch aufwendig in Bild und Ton dokumentiert wurden. Ein Buch, das bei der Bücherverbrennung in Kiel aus dem Feuer gerettet wurde, legt davon Zeugnis ab. Es befindet sich heute im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

Aber auch in der heutigen Zeit gibt es Bücher, die zwar in Bibliotheken vorhanden sind, aber nicht mehr benutzt werden dürfen. Dies betrifft insbesondere Schriften, die gerichtlich verboten wurden, jedoch schon vor dem Verbot in die Bibliotheken gelangten. Daneben gibt es Bücher, die später vom Verlag wieder zurückgezogen wurden.

Für alle hier kurz angeschnittenen Bereiche präsentiert die Ausstellung eine Fülle von Beispielen aus ihren umfangreichen Sammlungen – und teilweise auch darüber hinaus. Viel Geheimnisvolles und Verbotenes lässt sich auf diesem Weg entdecken.

Hans-Christian Pust

Halb verbranntes Buch,
gerettet bei der Bücherverbrennung in Kiel im Mai 1933
(Deutsches Literaturarchiv Marbach)



Der Galgen, an dem 1597 der angebliche „Goldmacher“ Georg Honauer aufgehängt wurde

Begleitprogramm

Do, 22. Oktober 2026, 18 Uhr
Ausstellungseröffnung

Di, 3. November 2026, 18 Uhr
Internetzensur – wie funktioniert’s und was bedeutet das für Bibliotheken, Forschung und Öffentlichkeit?
Prof. Dr. Steffen Wendzel (Ulm)

Do, 19. November 2026, 18 Uhr
Die Rosenkreuzer
Prof. Dr. Hermann Ehmer (Stuttgart)

Di, 12. Januar 2027, 18 Uhr
Bücherverbrennung 1933
PD Dr. Werner Treß (Potsdam)

Öffentliche Führungen

Di, 27. Oktober 2026, 17 Uhr
Mi, 11. November 2026, 17 Uhr
Do, 3. Dezember 2026, 17 Uhr
Do, 14. Januar 2027, 17 Uhr

Veranstaltungen

Lange Nacht der Demokratie

Gekonnt streiten?!
Debattieren mit Profis
Fr, 2. Oktober 2026, 18 Uhr

Gemeinsam die Demokratie feiern und (er)leben. Deine Meinung zählt!

Stell dich auf unsere Diskussionslinie und zeige, wo du stehst. Ändert sich deine Meinung im Laufe des Rededuells? Dann bewege dich und lass es alle sehen. Erlebe anschließend einen spannenden Schlagabtausch bei einer Show-Debatte.

Die Württembergische Landesbibliothek und der Debattierclub Stuttgart laden zum Debattierabend im Rahmen der Langen Nacht der Demokratie in Stuttgart ein.

Vortragsreihe *Lesen?!*

Die Reihe beleuchtet Lesen als kulturelle, technische und politische Praxis. Im Fokus stehen diesmal die Entstehung von Lesegewohnheiten, die Rolle von KI beim Lesen und Schreiben im Studium sowie die Bedeutung des Lesens für die Entwicklung und Funktionsweise des Gehirns. Zudem wird untersucht, wie sich unsere Lesegewohnheiten im digitalen Wandel verändern und welche Rolle dabei auch Bibliotheken und Bildungseinrichtungen künftig übernehmen werden.

Expertinnen und Experten aus der Wissenschaft stellen ihre Ergebnisse vor. Sie sind herzlich eingeladen, Fragen zu stellen und mitzudiskutieren. Die Vortragsreihe wird freundlicherweise von der Klett-Stiftung gefördert.

Do, 12. November 2026, 18 Uhr
KI statt Forschungslektüre?
Wie Studierende heute lesen
Dr. Nora Hoffmann (Frankfurt a. M.)

Mi, 13. Januar 2027, 18 Uhr
Welchen Einfluss hat das Lesen auf unser Gehirn?
Prof. Dr. Falk Huettig (Nijmwegen)

Do, 28. Januar 2027, 18 Uhr
Wie kann Lesen zu einer Gewohnheit werden?
Dr. Sebastian Bürgler (Zürich)

Freiheit und USA?!

Mi, 14. Oktober 2026, 18 Uhr
Freiheit und Geschichte: Von der Unabhängigkeitserklärung bis Trump
Prof. Dr. Manfred Berg (Heidelberg)

Mo, 30. November 2026, 18 Uhr
Freiheit und Macht: Die USA als Weltmacht
Prof. Dr. Bernd Greiner (Hamburg)

Mi, 20. Januar 2027, 18 Uhr
Wessen Freiheit? Weltbilder u. Ideologien der Amerikanischen Rechten
Dr. Julia Simon (Berlin)

Do, 4. Februar 2027, 18 Uhr
Trumps Angriff auf die Demokratie
Prof. Dr. Volker Depkat (Regensburg)

Mi, 24. Februar 2027, 18 Uhr
Freiheit und Unternehmertum: Visionen der Weltraumkolonisierung und die Tech Bros
Felix Maschewski, M. A. (Oldenburg)

Die Stärke der Mitte?!

Do, 15. Oktober 2026, 18 Uhr
Am Volk vorbei? Zur Krise der liberalen Demokratie
Prof. Dr. Jörg Baberowski (Berlin)

Mo, 9. November 2026, 18 Uhr
Fragmentierung der Parteienlandschaft: Schwäche der Mitte?
Prof. Dr. Uwe Jun (Trier)

Mi, 2. Dezember 2026, 18 Uhr
Kultur als Anker der Mitte?
Dorothea Gregor (Gütersloh)

Do, 14. Januar 2027, 18 Uhr
Die Erneuerung der politischen Mitte
Prof. Dr. mult. Roland Benedikter (Bozen)

Di, 16. Februar 2027, 18 Uhr
Wo findet die Stärkung der Demokratie statt?
Prof. Dr. Berthold Vogel (Göttingen)

Vorträge zur Zeitgeschichte

Di, 20. Oktober 2026, 18 Uhr
Balkan-Odyssee, 1933–1941. Auf der Flucht vor Hitler durch Südosteuropa
Prof. Dr. Marie-Janine Calic (München)

Mi, 11. November 2026, 18 Uhr
Rechter ‚Rand' und demokratische ‚Mitte'. Radikalisierung und Legitimation extrem rechter Politik nach 1945
Dr. Niklas Krawinkel (Frankfurt a. M.)

Do, 26. November 2026, 18 Uhr
Im Zwischenreich. Eine Geschichte der Weimarer Republik
Prof. Dr. Ute Daniel (Braunschweig)

Mi, 27. Januar 2027, 18 Uhr
Der Holocaust: Was wussten die Deutschen von den Verbrechen?
Dr. Felix Berge (München)

Mi, 17. Februar 2027, 18 Uhr
Elsas Welt
Auf den Spuren meiner Großmutter. Eine Familiengeschichte aus Lodz
Dr. Andreas Kossert (Berlin)

Die Termine stellen einen Auszug dar.
Weitere Termine zu diesen und weiteren Vortragsreihen finden Sie unter:
www.wlb-stuttgart.de/veranstaltungen/vortragsreihen

Kurse in der WLB!
Fähigkeiten ausbauen. Neues Wissen entdecken.

Lernen Sie unser vielfältiges, kostenloses Angebot kennen: Recherchieren, Lesen & Lernen und Schreiben. Wir erleichtern den Einstieg mit praktischen Tipps und nützlichen Hinweisen und helfen beim Durchstarten!
Jetzt anmelden unter: *kurse.wlb-stuttgart.de*

Impressum

Herausgeber
Württembergische Landesbibliothek
Konrad-Adenauer-Straße 10
70173 Stuttgart
T +49 (0)711 13798-102
direktion@wlb-stuttgart.de
www.wlb-stuttgart.de

Das Magazin ist auch digital verfügbar

ISSN 2751-5028 (Print)
ISSN 2571-5036 (Online)